

Der Schrei

»Ich brauche sofort ein Einsatzmittel für die Hauptstraße! Verkehrsunfall mit eingeklemmter Person. Wer steht günstig?«, plärrt die Stimme der Leitstelle aus dem Lautsprecher.

Automatisch bewegt sich meine Hand zum Funkgerät, und ich höre mich antworten: »Wir übernehmen das. Sind die Rettungsdienste benachrichtigt? Ich brauche Unterstützung bei den Sperrmaßnahmen.«

»Rettungswagen, Notarzt und Feuerwehr sind auf dem Weg. Um die Verstärkung kümmern wir uns von hier!«, kommt als Antwort.

Wortlos wendet Jens den Streifenwagen. Flackerndes Blaulicht begleitet unsere rasende Fahrt durch die laue Nacht.

Auch mir ist nicht nach Reden zumute, und so versuche ich mich abzulenken. Nur nicht auf die Bilder schauen, die mir meine Erfahrung so vehement aufdrängt.

Die Unfallstelle ist nicht zu übersehen. Mitten auf der Hauptstraße hat sich ein Pkw mit der Front um einen meterbreiten Laternenpfahl aus Beton gewrungen. Das Fahrzeug endet an der geborstenen Frontscheibe, nur die Kotflügel stechen wie zerknitterte Lanzen rechts und links des Pollers in die Luft.

Dort wo einst der Motorraum war, steigt Rauch auf. Erste Flammen züngeln aus dem rechten Radkasten.

Über der Szenerie liegt ein Schrei. Trotz des überlauten Funks ist er noch im Fahrzeug zu hören – ein Schrei, der sich durch die geschlossenen Scheiben in meinen Körper bohrt, jede Faser vibrieren lässt.

Mit unserem Einsatzwagen sichert Jens die Unfallstelle. Wir springen aus dem Auto und sind dem Schrei nun schutzlos ausgeliefert.

Während ich den Feuerlöscher aus dem Kofferraum reiße, erkenne ich aus den Augenwinkeln das lautlos nahende Blaulicht der Rettungskräfte. Endlich!

Jens steht auf der Fahrerseite des Unglückswagens. Ich kann sehen, dass er seine Lippen bewegt. Hören kann ich ihn nicht.

Nicht einmal das Fauchen des Feuerlöschers in meiner Hand dringt bis zu mir; es versiegt im Grauen meiner Ohren.

Die Zeit verliert an Tempo, alles in mir drängt zur Flucht – nur weg, weg von diesem alles beherrschenden Schrei!

Feuerwehreute quälen sich mit verzerrten Gesichtern durch den Vorhang aus Schmerz zur Unfallstelle, kämpfen gegen die Flammennester.

Rettungssanitäter brüllen mit vor Schrecken geweiteten Augen gegen den Schrei an. Der Notarzt gibt, mehr durch Zeichen als durch Worte, seine Anweisungen.

Durch die Seitenscheibe des Unfallwagens sehe ich den Fahrer, das Gesicht grau vor Qual, der Mund ein gähnendes Loch.

Mein Blick senkt sich. Dort wo sich einmal Beine und Becken befanden, liegt nun der Motorblock.

Eingeweide quellen, begleitet von erstaunlich wenig Blut, aus seinem Torso auf die Lichtmaschine.

Grausend wende ich mich ab und blicke in die Gesichter der Helfer. Sehe in Augen, aus denen mir mein eigenes Entsetzen und Hilflosigkeit entgegen starren.

Tatenlos bin ich zum Hören verdammt.

Feuerwehrmänner trennen das Dach des Wagens ab. Arzt und Sanitäter kämpfen um den Schwerstverletzten. Aus durchsichtigen Beuteln an Infusionsständern tropfen Flüssigkeiten in den Venenkatheter. Die HWS-Schiene wird mit fahrigten Händen angelegt.

Wie unter schwerem Seegang taumeln die Helfer, trotzen dem Schrei.

Das Zischen der Hydraulik geht unter, als sie den Motor nach vorne ruckt.

Eine neue Woge schallenden Schmerzes brandet zwischen die Häuserreihen, wabert von den Lichtmasten der Feuerwehr beschienen über die Unfallstelle, flutet unsere Gehirne. Mein ganzer Körper nimmt sie wahr, zuckt unter ihr zusammen.

Strauchelnd ruft der Arzt seinem Assistenten etwas zu, der nur zweifelnd zurückschaut, zögernd verharrt. Mit einer energischen Geste unterstreicht der Arzt seine Anordnung, und der Sani läuft zum Notarztwagen.

Die Spritze ist bereits aufgezogen, als er sie dem Notarzt reicht. Nur zögernd gibt er sie aus der Hand.

Die Nadel senkt sich in den Schlauch und der Kolben drückt den Inhalt in die Infusionsleitung.

Langsam verebbt der Schrei, fällt in sich zusammen, verzehrt jede Energie. Selbst die Flammen ersticken.

Ich schaue zum Notarzt. Unsere Blicke treffen sich. Wortlos schüttelt er seinen Kopf und wendet sich ab.